830.8
J95
v.4

PAUL ERCH

Das Baalsopfer

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v. 4

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

JUN -7 1956

L161—H41

DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 4
Paul Zech

*

Paul Zech

Das Baalsopfer

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Inhalt

Das Baalsopfer 5
Die Brücke 24
Liebesbrief aus sommerlicher Landschaft 41
Dichter und Bauer 47
Nachwort 60

Alle Rechte vorbehalten
PRINTED IN GERMANY
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

830.0
J95
v.4

Das Baalsopfer

Frederik kam just in dem Augenblick zur Welt, als man seinen Erzeuger, den Bergmann Israel Snuder, schwarzverbrannt und schrecklich entstellt, aus dem zusammengestürzten Schacht in das helle Tageslicht hob. Und weil Israel vor lauter Armut noch nicht dazu gekommen war, die Frau seiner Liebe zu heiraten, konnte er auch dem armen Knaben Frederik nicht seinen ehrlichen Vatersnamen hinterlassen. Frederik wurde deshalb als der uneheliche Sohn der Dienstmagd Antje Drießholm auf dem Standesamt eingetragen, und das gab ihm eine gewisse Sonderstellung unter den Dorfbewohnern.

Antje übertrug ihren Haß gegen das böse Schicksal auf den toten Israel. Warum hatte er auch solange gezögert mit dem Heiraten. Er hatte doch sein gutes Einkommen auf der Grube. Die andern Männer mußten von weniger Lohn fünf, sechs Kinder ernähren. Warum war er überhaupt ein Bergmann geblieben, warum nicht Bauer geworden wie seine Brüder und sein Vater?

Nun lag er da in dem Haufen Blut und Dreck, vierzig Jahre zu früh für ein schönes Leben, und ließ ein

723109

armes geplagtes Weib zurück ... und diesen Jungen, dem es von der Behörde verboten war, sich nach dem Vater zu nennen.

Antje gab dem Jungen die Brust, und harte Pellkartoffeln, die sie dem Amtmann, der seit zehn Jahren ihr Dienstherr war, aus der Speisekammer stahl. Sie übertrug alle die süßen Zärtlichkeiten, die Israel jetzt nicht mehr schmecken konnte, auf Frederik. Er machte immer so frohe Augen, und sein Mund wußte noch nichts von der Ungerechtigkeit auf der Welt.

Trotzdem ihm die hohe Obrigkeit auch fernerhin viel Schwierigkeiten bereitete und die Türen ins Dasein mit Gewalt schmal und eng machte, wuchs er doch nicht schlechter auf als die andern Kinder seines Alters. Tags war er im Spital bei der Muhme Anke. Dieses vertrocknete Häufchen Mensch sorgte sich um ihn, als hätte sie da vom Herrgott noch ein lustiges Spielzeug zu Weihnachten bekommen. Aber die andern Weiber auf der Stube, diese alten Klatschmühlen und ewigen Zankhühner, rissen ihn oft aus der Wiege, hielten ihn in das grelle Sonnenlicht und betasteten seinen Körper, um irgend etwas Besonderes daran zu entdecken. War er, weil er doch keinen Vater hatte, nicht von Gott irgendwie gezeichnet? Stand ihm der Tod, der sozusagen sein Pate geworden war, nicht schon deutlich in den dunklen, undurchsichtigen Augen zugemessen als eine Bestimmung? Und richtig: nach langem Suchen fanden sie auch einen schwarzen Fleck auf dem rechten Oberarm; der sah genau so aus wie das uralte Wappen der Bergleute. J... da umtanzten die Hexen das Wunder, beteten in tollem Wirbel die Rosenkränze herunter und gossen Weihwasser über den schmerzhaft durchzuckten Körper des Kindes.

Einmal kam Antje gerade hinzu, als die Spitalweiber ihre tollen Tänze mit Frederik aufführten. Sie war ganz verzweifelt, als sie diesen unheimlichen Spuk sah, und riß das Kind fort, um sich in eine dunkle Ecke damit zu verkriechen.

Und wenn Frederik dann wieder hell aufkrähte unter dem warmen Strom der Sättigung und den sanften Liebkosungen, hob sie den Jungen empor und lief in der Stube mit ihm herum wie eine Siegerin: „Seht da ... ihr dummen Weibsen ... seht, was ich doch für ein gesundes Jungchen habe. Seht ... gerade Arme und gerade Beine hat mein Jungchen. Was für ein gesundes Jungchen hat mir der liebe Gott geschenkt ... Und wenn er so groß sein wird, daß er arbeiten kann ... dann werde ich ihn zu den Bauern geben. Nein, mein Jungchen soll kein Bergmann werden!"

Da lachten die Spitalweiber ganz höhnisch und blecketen die Zungen und wollten Antje die Haare ausreißen.

Und die Muhme Anke hob den Zeigefinger und beschwor die junge Mutter: „Antje ... das ist eine Todsünde, wenn du den Frederik nicht einen Bergmann willst werden lassen. Israel will ihn doch holen kommen und sein Vater da unten werden und ihm seinen Namen geben ..."

Antje fühlte: in den Worten der Muhme Anke lag das Schicksal Frederiks. Es schnitt ihr ins Herz, als würden von unsichtbarer Hand gleichzeitig zwei Messer geführt. Sie versuchte mit wildem Trotz dagegen anzukämpfen. Aber die Wunde schloß sich nicht, riß immer weiter und blutete hinfort durch ihr Denken Tag und Nacht.

Als Frederik fünf Jahre alt geworden war, kaufte sich Antje von dem ersparten Geld aus den langen

Dienstjahren ein Häuschen und tat einen Handel auf. Die Leute aus der Grube kamen gern zu ihr kaufen. Das Jungchen lag immer in der Sonne vor der Tür und beschnupperte die Käufer. Oft bekam er Zuckerzeug geschenkt, und einmal brachte ihm sogar der Steiger ein schönes Spielzeug mit. Nun brauchte er das Geschnatter der Spitalweiber nicht mehr zu hören, und es war auch niemand mehr, der seinen Körper nach einem geheimnisvollen Zeichen abtastete.

Zuweilen lief Frederik auch mit den Nachbarknaben auf die Gasse zum Spiel. Oder auf die Schlackenhalde und nach den großen Kohlenhügeln vor dem Dorf. Da spielten sie Räuber und Gendarm oder Verstecken und balgten sich herum wie junge Katzentiere.

Einmal waren sie ihrer vier die größte Halde emporgeklettert. Es war so schön warm da oben, und die dünnen Rauchschlangen, die aus den Ritzen emporzüngelten, fingen sie mit den Händen auf oder hielten den offenen Mund darüber, bis die Wangen ganz blaß wurden und eine bittersaure Übelkeit ihnen die Köpfe so dumpf und verdreht machte. Da rollten sie dann den Abhang hinunter wie Murmeltiere und lagen lange starr und mit dünnen, kranken Atemzügen in dem dünnen Gras der Böschung.

Die kohlschwarzen Männer aber, die oben die Wagen kippten und sich so mühen mußten in Glut und Schweiß und Dreck, hoben fluchend die Fäuste und jagten die armen Kinder ins Dorf zurück.

Frederik erzählte lächelnd der Mutter von dem großen schwarzen Berg, der immer so schön rauchte und ganz warm war. Nur von den bösen schwarzen Männern erwähnte er nichts. Er hatte solche Angst vor den Fäusten und bärtigen Gesichtern.

Antje bekam aber eine Wut und verbot Frederik, nach der Halde mit den andern Knaben zu gehen. Sie dachte an die Veitstänze der Spitalweiber und an das verrückte Wahrsagen der Muhme. In ihrer Angst strafte sie Frederik härter, als sie eigentlich wollte. Und nahm ihn dann gleich wieder auf den Schoß und trocknete seine Tränen mit den schönen Märchen aus einem alten Bilderbuch.

Ein paar Wochen lang ließ sie Frederik nicht aus den Augen. Als dann aber der Öljude kam und ihre ganze Aufmerksamkeit wegfeilschte, schlich Frederik sich flugs auf die Gasse und fand schnell ein halbes Dutzend Kameraden, die mit ihm zum Schlackenberg gingen. Unterwegs fingen sie Schmetterlinge und Eidechsen, wollten sogar ein Vogelnest ausnehmen und jagten hinter einem wilden Kaninchen her.

Nach einer Weile kletterten sie auf den Schlackenberg. Sie hatten aber kaum die Hälfte der Anhöhe erstiegen, da gab es ein ohrenbetäubendes Donnern, Krachen und Zischen. Der Berg öffnete sich, eine schwarze Rauchwolke und Feuergarben wirbelten empor, und vier von den Spielgefährten Frederiks polterten in den breiten Höllenspalt. Frederik schoß den Abhang hinunter und lag, mit versengten Haaren und Brandwunden im Gesicht, zappelnd in einer Pfütze.

Die Männer, die ihn Antje ins Haus brachten, grinsten, als sich das arme Weib wie eine Irrsinnige gebärdete und mit Tränen und Geschreien über den Jungen stürzte. Und einer von den verrußten Feuerwehrmännern sagte: „Antje ... daß du das richtig begreifst: der Israel hat sich das liebe Söhnchen holen wollen. Aber der Bengel war zu ungeschickt. Da mußte der arme Israel wieder allein zurück in seine Totenkammer. Doch

ein andermal ... da wird er ihn schon besser bei der Gurgel packen ..."

Antje richtete sich wie eine angeschossene Bärin auf und spie den Rohling an. Nahm ein Holzscheit aus der Ecke und trieb sie alle aus dem Laden.

Drei Tage lang war die Tür geschlossen, und die Leute aus dem Dorf wußten nicht, was sie aus Antje machen sollten. Die aber lag mit Frederik im Bett, umklammerte ihn so fest mit ihren runden, blutheißen Armen und wünschte sich weit fort von diesem lästerlichen Nest. Wie Frederik wieder gesund war und zur Schule ging, wichen ihm die andern Kinder aus. Und die Spitalweiber murrten: „Antje hat den lieben Jungen verhext. Sie hat Stutenmilch getrunken, als sie ihn säugte. Das ist ein Zaubermittel gegen das Unglück ... Aber wenn dem Jungchen erst die Milchzähne ausgefallen sein werden, dann ist es vorbei mit dem Zauber, und dann muß er doch zu seinem Vater Israel ..."

Antje nahm Frederik fortan bei der Hand und brachte ihn zur Schule. Und um zwölf stand sie wieder vor dem gebrechlichen alten Hause mit den vielen blinden Fenstern und holte das Söhnchen ab. Dann mußte er sofort die Aufgaben machen und sich auf die Salzkiste setzen mit seinem Spielzeug und sich bis zum Abend nicht von der Stelle rücken. Wenn er Hunger hatte, gab sie ihm Maiskolben und gedörrte Pflaumen zum Kauen. Und sofort nach Ladenschluß brachte sie ihn ins Bett und atmete endlich befreit auf. Diese ewige Angst hatte ihr Gesicht schon ganz welk gemacht. Und die Augen hatten einen eigentümlichen Glanz bekommen.

Sie dachte: Ich werde ihn nie mehr auf die Straße hinauslassen zu den andern Jungens. Wenn er zwölf

Jahre alt sein wird, kommt er zum Oheim nach Karna. Dort kann er auf der Mühle helfen und soll ein Müller werden ...

Sonntags ging Antje mit dem Söhnchen weit hinaus in die Landschaft. Dort streckten sich die mageren Kartoffelfelder und der Roggenacker und dann und wann ein Birkenwäldchen. Sie zeigte Frederik die seltsamen Blumen, bunte Käfer und den Grashüpfer mit dem gelben Federbusch auf dem Kopf.

Frederik staunte mit frohen Augen in diese Wunderwelt und sprang vor der Mutter her wie ein Füllen.

Einmal fragte er: „Mutter, wo ist eigentlich mein Vater? Alle Jungens haben einen Vater. Nur ich habe keinen. Und der Schorsch hat auch keinen mehr. Aber dem Schorsch sein Vater liegt doch auf dem Kirchhof... Und da geht die Mutter von Schorsch Sonntags immer hin und legt Blumen auf den Grabhügel und weint. Mutter, sag', ist mein Vater auch auf dem Kirchhof? Und warum gehn wir nicht hin ... und nehmen von hier die schönen Blumen mit ...?"

Antje preßte den Zipfel des Kopftuches heftig gegen die Lippen, damit der Junge nicht das leise Stöhnen hören möchte.

Und so gingen sie eine ganze Weile schweigend nebeneinander her. Jedes ein eigenes Schicksal, und ihre vielen Sorgen stöhnten in der herben Luft.

Schwarz fielen die Schatten von den Pappeln. Und vom Boden begann der Atem der Nacht emporzusteigen mit Rauch und leisen Tautropfen.

Frederik schaute noch immer fragend zur Mutter auf. Er betrachtete mit leiser Verwunderung ihre Hände, die welk und rissig waren, und liebkoste sie. Ganz schüchtern öffnete er wieder den Mund:

„Mutter, sag' ..."

Und da bemerkte Antje sein schmales entstelltes Gesicht, die spitze Falte zwischen den Augenbrauen und den verquollenen Mund, den die obere Zahnreihe gewaltsam aufstieß.

„Ja, ja, Jungchen. Ich werde dir den Vater zeigen, wenn wir wieder zu Hause sind. Wenn die Sterne scheinen. Dein Vater ist ein Stern. Ein ganz heller Stern am Himmel ..."

Frederik reckte den Hals, und der Atem pfiff hindurch wie das Gekreisch einer Ratte, die im Eisen sitzt. Er mahlte mit den Zähnen irgendein Wort. Aber eine Scheu, fröstelnd und bitter, stieß die Frage wieder fort.

„Wirklich, Jungchen. Dein Vater ist ein Stern", flüsterte Antje vor sich hin und umklammerte heiß und fest Frederiks zitternde Hand.

Frederik gab sich jetzt einen Ruck und sagte weinerlich: „Wenn du mir heute abend den Stern zeigst, werde ich auch nie mehr fortlaufen auf die Halde zu den andern Jungens ... Nie mehr, Mutter ..."

Da ging Antje schon viel beruhigter, und eine feine Röte lag auf ihren Wangen. Sie dachte an das Märchen, das sie Frederik heute abend erzählen wollte. Ein wunderbares Märchen, schöner wie die in den Bilderbüchern wird es sein müssen.

Am Abend, als sie daheim am offenen Kammerfenster standen, zeigte Antje dem Buben einen runden Stern, der flimmernd über dem Kirchturm stand.

„Sieh, Frederik ... dort oben ... das ist dein Vater ..."

Frederik reckte die Hand und versuchte den Stern zu pflücken wie eine schöne weiße Blume. Und er träumte die ganze Nacht von dem schönen, blanken Stern.

Und jeden Abend, wenn ihn die Mutter entkleidet hatte, sprang er ans Fenster, suchte den Himmel ab und griff mit der mageren Hand nach dem Stern. Er verschloß ihn mit der kleinen Faust und trug ihn in den Traum hinüber. Dort brannte er eine lange Zeit so hell ... so hell ...

Und Frederik wollte mit den Vätern der andern Kinder nicht mehr tauschen. Er dünkte sich unendlich reich und ausgezeichnet vor allen.

Antje erzählte ihm dazu noch viele Geschichten von dem Stern. Und ihre Ängste schienen abgestorben, und ihr Kummer hatte keine Macht mehr im Haus.

Da geschah es, daß der Lehrer mit den Kindern einen Spaziergang machte. Frederik ging zuerst ganz still neben dem Magister und suchte mit seinen dunklen Augen den Boden ab. Bis ihn plötzlich zwei größere Buben beim Arm nahmen und mit fortrissen zu einem tollen Jagdspiel.

Frederik kam bald in Feuer und war der schnellste Läufer. Er sprang wie ein abgekoppeltes Fohlen querfeldein: „Greift mich! Greift mich doch!"

Doch als die Buben einen Graben übersprangen, gab die Erde plötzlich nach und klaffte meterbreit auseinander.

Unten war die Sohle eines abgebauten Schachtes. Der Schiefer glänzte schwarzblank herauf.

Der Lehrer drehte sich ein paarmal wie irr im Kreise. Die Geschreie der Kinder glitten von ihm ab. In seinem Gehirn war eine schreckliche Leere.

Nach Minuten erst kam er wieder zu sich, straffte den Körper und sprang zur Unglücksstelle. Da sah er tief unten den Jungen auf einem Gesteinsblock liegen. Er fühlte die Ohnmacht, nicht helfen zu können, mit dump-

fen Schmerzlauten. Die andern Jungens standen ratlos verwirrt hinter ihm.

Es dauerte eine ganze Weile, bis von der Grube die Rettungsmannschaft kam. Sie schickten mit barschen Worten den Lehrer und die Kinder fort. Dann ließen sich zwei kräftige Burschen an den gespannten Seilen hinunter und holten den zerschundenen Körper Frederiks herauf. Sein Haar war von Blut und Schmutz zusammengeklebt. Vom schmalen Körper hingen die Beine wie Zwirnsfäden herab.

„Diesmal wird es sein Tod sein", sagte der Steiger Jaap. Und die alten Spitalweiber grinsten und hoben die dürren Finger: „Ja ... ja ... diesmal wird es sein Tod sein."

Die Muhme sogar, die Antje darauf besuchte, murmelte: „Siehst du, Antje, da hat ihn der Israel nun doch noch geholt. Warum bist du auch immer so dickköpfsch gewesen. Was dem Tod gehört, das kann man nicht verstecken ..."

Antje, vom Grubenarzt unterrichtet, gab Frederik nicht auf. Sie saß Tag und Nacht an seinem Bett, bis das Fieber endlich gebrochen war und in den kleinen runden Augen ein tiefes Erstaunen lag. Vier Monate lang mußte Frederik in Gipsverbänden liegen. Die jungen Knochen heilten gut zusammen. Auch den Backen war wieder das gesunde Rot gekommen.

Antje aber war um ein Jahrzehnt gealtert. In ihren Haaren nistete der weiße Frost. Das Gesicht war wie zerhackt von den vielen Kummerfalten. Sie hatte sich innerlich auch mit dem toten Israel ausgesöhnt und ihm einen Gedenkstein aufs Grab setzen lassen. In der Frühe, wenn das Jungchen noch schlief und für den Laden noch nicht die Zeit der Kundschaft war, ging sie auf den

Kirchhof und bat Israel, daß er es jetzt mit Frederik genug sein lassen möchte.

Die andern Weiber, die zwischen den Gräbern herumlungerten, versuchten ein Gespräch mit Antje anzubändeln. Ihre Augen aber waren weit und weiß wie zwei glitzernde Schlünde. Nur ihre Hände konnte sie noch ballen. Und wenn sie vom Kirchhof an der Unfallstelle vorüberkam, schlug sie drei Kreuze. Der ganze Platz, wo das tiefe Loch klaffte, war jetzt eingezäunt. Und oft waren die Männer von der Direktion da und maßen, klopften, hämmerten und bohrten.

Im Dorf erzählte man sich, daß man die ganze Siedlung abreißen würde. Weil der Boden so unsicher geworden war und täglich ein neues Unglück passieren konnte. Man würde die Familien in einer neuen Kolonie ansiedeln. Drüben überm Fluß. Dort war die Erde noch nicht so unterwühlt von den Kohlenschächten. Viele Einwohner freuten sich sehr, bald aus dieser Dreckgegend herauszukommen. Aus dieser ewig schwarzen Staubluft und dem Radau der Gewerke.

Antje sah das alles heranwehen wie eine leise Märzahnung. Alle Wege dünkten ihr hier jetzt so öde und verworfen. Und mit Frederik ging es seit einigen Tagen schlechter. Er lag mit geschlossenen Augen im Bett und fieberte.

Wenn Antje bloß nicht mehr die Spitalweiber sehen möchte. Die gaben sich immer noch nicht damit zufrieden, daß Frederik wieder ins Leben zurückstolpern sollte. Sie kamen in den Laden und kauften nur eine gleichgültige Kleinigkeit. In der Hauptsache wollten sie aber sehen, wie es um Frederik stand.

Als der Fieberrückfall vorüber war, konnte Frederik den Oberkörper aus den rotgewürfelten Kissen ohne

Schmerzgefühl emporheben. Antje holte ihm allerlei Spielwerk zusammen, damit er wieder lachen möchte. Auch aus einem alten Legendenbuch las sie ihm etwas von den frommen Einsiedlern vor und von dem großen Propheten in der Löwengrube.

Und da, wie Frederik einmal mit beiden Händen nach dem Buch griff, um die Bilder ganz von der Nähe anzuschauen, da fiel eine verblichene Photographie heraus. Frederik faßte schnell danach und betrachtete lange das fremde Gesicht.

„Mutter, sieh doch mal, was ist das für ein böser Mann? Er hat genau solch einen schwarzen Kittel an wie die Männer, die immer hinter den Särgen gehn!"

Antje rieb sich erschrocken die Augen, und ihre Lippen sprangen scharf von den Zähnen. Die leeren Augen des Knaben umtanzten ihre Angst. Sie mochte nicht lügen. Aber, mein Gott, was bloß konnte sie dem Jungen sagen? Wird er das begreifen können ... das mit dem Stern ... und nun jetzt das Bild?

Frederik hauchte das Bild an, ging mit einem Zipfel seines Hemdes darüber, als könne er mit dem leisen Wischen die Konturen deutlicher machen.

Antje hatte endlich die Kraft gefunden, Frederik die Wahrheit zu sagen. Sie senkte den Kopf und flüsterte: „Das ist dein Vater, Jungchen. Dein Vater, ehe er ein Stern ward."

Und nun stand sie schon eine ganze Weile vor dem zerwalkten Bett und wartete auf Frederiks Antwort, mitten in dem gelben Zwielicht, das so peinvoll war.

Frederik hob jetzt etwas den Kopf, die Augen standen so fremd darin. Und die Lippen raschelten Worte, die Antje nicht verstand.

Sie zerrieb sich die Hände vor Unruhe: „Mein Gott, was ist das jetzt bloß mit dem Jungchen?"

Oh, da zerschlug den armen, zerschundenen Körper ein tonloses Wimmern und stoßweises Meckern und Gurren.

„Frederik!" schrie Antje entsetzt.

Er wehrte sich nicht, als sie sich über ihn beugte in sanfter Sinnlichkeit. Küßte ihn, trocknete ihm das Gesicht, strich die struppigfeuchten Haare glatt und die schmerzhafte Zerrissenheit im Gesicht.

Da schlief er leise ein und hielt das Bild fest umklammert. Sie wachte bei ihm, bis der Morgen graute. Dann wurde sein Schlaf ruhiger.

Am Morgen hielt Frederik noch immer das Bild fest. Und manchmal schaute er auch hinein in das fremde Gesicht und dachte nach.

Antje wagte nicht, ihm das Bild fortzunehmen. Schon wenn sie den leisen Versuch machte, zuckte eine feindselige Spannung über seinen Mund. Er fragte jetzt nie mehr nach dem blanken Stern. Und sie hatte Angst, das Gespräch darauf zu bringen.

Als Frederik endlich das Bett verlassen durfte, vergrub er das Bildchen schnell in der Lehmgrube unter dem Kachelofen. Er hatte Furcht, daß ihm die Mutter das seltsame Ding wieder fortnehmen könnte. Von dem Unfall hatte er eine verkrüppelte Schulter zurückbehalten und mußte sich auf einen Stock stützen.

Im Dorf konnte kein Mensch begreifen, daß der Tod doch so wenig Macht über diesen Jungen hatte. Er erschien jetzt allen wie ein von Gott begnadeter Heiliger. Die Schulkameraden waren so gut zu ihm. Und der Lehrer schenkte ihm Bleisoldaten und Bilderbücher.

Einmal besuchte Piet seine Schwester Antje. Er war ein Steiger in der Grube im andern Revier.

„Doch," sagte er zu Antje, „da mach' dir man keine Sorgen um den Bengel. Er kann in meinem Revier Pferdejunge werden. Da verdient er seine fünf Gulden die Woche."

Antje bekam eine schreckliche Wut, als sie dieses hörte, und sprang dem Bruder an die Kehle: „Daß du's weißt, eher schneide ich mir die Gurgel ab, als daß ich dir das Jungchen gebe. Nie wird er zur Grube gehen! Er wird überhaupt nicht arbeiten gehen. Spielen soll er, solange er lebt. Und schöne Kleider werde ich ihm anziehen. Und dir ... wenn du mir noch einmal mit solchem Geschwätz kommst, die Tür vor der Nase zumachen ..."

Da lachte Piet bloß, schenkte Frederik ein nagelneues Guldenstück und ging wieder fort.

Antje drohte noch eine ganze Weile hinter ihm her.

Frederik kam jetzt eine Klasse höher und ging auch schon zum Unterricht beim Pfarrer. Er hatte einen klaren Kopf und lernte viel schneller als die andern Knaben.

Im Spätsommer aber, ganz plötzlich, kam der große Auszug. Der Staat hatte also richtig das Dorf geschlossen und am andern Ufer die neue Kolonie aufgebaut. So große laubgewaltige Bäume standen da vor jedem Häuschen. Und saftige Wiesen zogen sich hin, und über den Kornfeldern sangen die Lerchen.

Die Bergleute freilich hatten jetzt einen weiten Weg zum Gewerk. Über eine Stunde mußten sie laufen, früh und abends.

Das alte Dorf sollte niedergesprengt werden. Von den Pionieren waren zwanzig Mann gekommen. Die legten jetzt überall Sprengminen, um die elenden Hütten dem Erdboden gleichzumachen. Auf den abgesperrten Gassen

standen Posten unterm Gewehr. Niemand durfte mehr hinein.

Antje hatte in der Kolonie ein schönes, weißgestrichenes Haus bekommen. Frederik half wacker beim Einräumen der Sachen. Es machte ihm solche Freude, alles so akkurat in Reih und Glied aufzustellen. Es war viel mehr Platz als im alten Haus.

Plötzlich vermißte Antje zwei Speckseiten. Da fiel ihr ein, daß sie die im Rauchfang hatte hängen lassen. Und Frederik, das kam ihm jetzt auch wohl zum Bewußtsein, hatte das Bildchen unter dem Ofen vergessen.

Antje jammerte um den schönen Speck.

„Mutter," sagte Frederik ganz heftig, „heut abend, wenn die Soldaten in der Schenke sind und mit den Mädchen herumlärmen, holen wir den Speck!"

Antje wollte nichts davon hören, wie sehr auch der Verlust des Rauchfleischs schmerzte. Sie drückte hin und her. Schließlich murrte sie:

„Weißt du, Frederik, ins Dorf dürfen wir nicht mehr hinein. Da kann sich die Erde plötzlich auftun ... und dann haben wir wieder das schreckliche Unglück. Nein, nein ... Nicht ins Dorf gehn, Frederik."

Aber Frederik, der sein Bildchen doch nicht missen wollte, quälte die Mutter in einemfort.

Antje fröstelte und fluchte, die Hände schlaff im Schoß. Sie malte sich die Gefahr in schreckhaften Farben und Bildern aus. Und dachte an den Tag, da sie Frederik aus dem Loch gezogen hatten.

„Nein, nein!" schrie sie laut auf.

Frederik ließ nicht nach, bis die harten Linien des Zorns in ihrem Gesicht verschmolzen.

Und als es endlich Abend wurde, nahm Antje den Jungen am Arm und ging mit ihm in die Felder.

Sie stolperten schweigend den Umweg hinunter, weiter und nach dem Fluß hin. Die Brücke stöhnte und knarrte in dem alten Gebälk. Die Frösche machten eine barbarische Musik, und die Fledermäuse taumelten ganz niedrig.

Antje suchte den Stern, den sie Frederik immer gezeigt hatte. Sie fand ihn aber nicht mehr in dem ungeheuren Gewimmel der Silberfunken. Ein tiefer Schauer rührte sie an.

Durch den trägen Dunst der Nachtkühle schaukelte endlich das Dorf heran. Es lag wie ein Düngerhaufen hinter den großartigen Gebäuden der Gewerke, hinter den Schachttürmen, Silos und Erzmühlen. Der blutrote Schein der Hochöfen lag darüber wie ein Mohnfeld. Manchmal schossen Feuergarben bis in den Himmel empor.

Jetzt sah Antje den weißen Stein drüben auf dem Kirchhof. Den Versöhnungsstein, den sie Israel gesetzt hatte. Er überschwemmte mit seiner Grellheit alle Gräber. Frederik streckte seinen Zeigefinger aus.

Da riß sie den Jungen zurück. Irgend etwas schnürte ihr die Kehle zu. Ein Blutschrei vielleicht, der nach oben wollte und sich Luft machen. Frederik wehrte sich. Er wollte doch kein Angsthase sein.

Als er seine Arme endlich frei fühlte, hopste er wie ein Heupferdchen davon und lachte die Mutter aus. Im Nu hatte er den Zaun gefunden, der das Dorf absperrte, zwängte sich hindurch, schlenkerte das lahme Bein nach und wartete auf die Mutter.

Es war beschlossen, daß er allein gehen sollte. Es waren ja nur ein paar Schritte bis zu dem Häuschen. Antje gab ihm schnell noch einen Kuß, mahnte ihn zur Vorsicht und sah sein beinern weißes Gesicht wie einen

Totenschädel in den roten Dunst davonfliegen. Sie hockte sich auf einen Feldstein und drückte den Kopf in den Schoß.

Auf einmal war es ihr, als riefe wer: „Frederik... Frederik ... Jungchen ..."

Und dicht an ihr fegte raschelnd eine Eule vorüber.

Da bekam sie heftiges Herzklopfen, sah sich nach allen Seiten um. Und entdeckte keinen menschlichen Schatten in der Nähe.

Langsam beruhigte sie sich wieder. Dachte: Man sieht jetzt am hellen Tage schon Gespenster.

Aus der Grubenkantine hinter dem Busch brausten Lärm und Getanz. Da belustigten sich die Soldaten.

Frederik ging nicht zuerst in den Rauchfang, wie es die Mutter ihm anbefohlen hatte. Er tastete sich durch den Flur in das Hinterstübchen und stolperte über einen schweren Balken, den die Soldaten wohl hingeworfen hatten. Beim Fall mußte er sich den Mund aufgeschlagen haben. Er schmeckte Blut auf der Zunge. Und auch das kranke Bein tat so weh.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder vorwärts kriechen konnte. Endlich fand er das Loch vor dem Ofen. Mit beiden Händen und schnell wie ein Maulwurf grub er in dem harten Lehm. Das Bildchen wollte nicht zum Vorschein kommen. Er ruhte sich ein wenig aus. Horchte nach draußen hin. Nichts bewegte sich in der schwarzen Stille. Nur der Totenvogel schrie.

Warum schrie in solchen schwarzen Nächten immer der Totenvogel? Frederik konnte diesen hohlen Ton nicht leiden.

Er putzte sich Blut und Schweiß aus dem heißen Gesicht und fing wieder an zu graben. Plötzlich fühlte er einen harten Gegenstand, der an einer Schnur hing.

Dies fremde Ding machte ihn neugierig zittern. Er wollte es genau betrachten. Es half nichts, er mußte Licht schlagen. Und ließ die Stichflamme des Feuerzeuges auf die Sprengpatrone, die er da als fremdes, nie gefühltes Ding in den Händen hielt ...

Ein Brausen, als täten sich meilenweit Himmel und Erde auf, zerriß die Luft. Donnersalven rollten über das tote Dorf, und die Erde riß und schoß in Wirbeln empor. Balken krachten, Steine flogen, Staub und Rauch wälzten sich davon. Alle Sterne waren miteins erloschen. Und die Nacht flatterte auf mit blutigen Tüchern.

Antje, die auf einem Stein an der Umzäunung saß, sah und hörte alles mit aufgerissenen Augen, hatte keinen Laut auf der Zunge und schlug hintenüber. Die Explosionen rasten über ihre Ohnmacht hinweg. Ein Eisenstück traf ihren Kopf. Davon erwachte sie, sah in die zerfetzte Nacht, sah die Feuergarben über dem Dorf, hörte aus der Tiefe herauf ein gelles Lachen und Pusten, ein Klirren und Knarren, und fühlte endlich das rinnende Blut im Gesicht. Sie breitete die Arme, sprang irgendwohin in das Dunkel, rannte querfeldein. Blutrote Fratzen vorauf. Und das schreckliche Gelächter aus der Tiefe der Erde.

In dicken Haufen kamen die Soldaten, Feuerwehrmänner und Bergleute von der Grube herauf. Sie sahen das brennende Dorf im tollsten Wirbel der Vernichtung. Sie ahnten die Ursache der Explosion. Und wußten, daß sie einer verursacht hatte, der fort mußte von der Welt. Einer, dessen Ende nun gekommen war, wie sie es vorausgesagt hatten mit lästerlichen, kalten und trostlosen Worten. Nichts war hier zu retten. Nur denken.

Aber an wen?

Frederik?

Sie suchten triumphierend Antje. In ihren Augen glühte der Blutrausch. Der Freudentanz der Opferung.

Sie suchten Antje in dieser Nacht vergeblich. Sie sahen sie nie mehr. Durch das weiße Haus gespensterte eine grauenhafte Leere.

Niemand wollte dieses verhexte Loch bewohnen. Man ließ es zur Erde bröckeln.

Antje aber war in ein anderes Grubendorf geflohen und hatte sich auf der Erzmühle verdingt.

Sie suchte dort den gewöhnlichen Tod. Und lockte ihn vergeblich.

Die Brücke

I.

Nach einer heftigen Krankheit, die mich sieben Monate lang geschlagen hatte mit Fieber, bösem Husten und der Galle aus vielerlei Medizin, brachte mich mein Vater zu seinem Bruder in die sauerländischen Berge.

Es war ein alter, von den Jahrhunderten schon angebräunter Bauernhof, der mir nun Heimat sein, meinem grauen Gesicht die Farbe gesunden Blutes geben und die Augen weiter und klarer machen sollte.

Ich weiß genau, daß auf der Hinfahrt eine Verdrehtheit meiner Nerven den Vater wie mit Nadeln stach.

Ich weiß auch, daß ich mit mürrischem Mund die heiterwarme Begrüßung meiner Verwandten zurückstieß.

Zweifellos bohrten noch Gifte in meinen Adern. Aber irgend etwas klopfte in meinem Gehirn, das sich einem neuen Kräftekreis zudehnte, der außerhalb meines Daseins erhoben war im Guten oder im Bösen.

Daß der Keim dieses Ausbruchs schon immer in mir vorhanden gewesen sein mag, wer will das ergründen?

Sicher aber ist, daß, je näher die Bahn diesem Dorf gekommen war und die dick mit Nebel gefüllte Landschaft hinaufgedreht hatte in das Fenster des fast singend gehenden Wagens, die Poren meiner Haut sich frostiger sperrten.

Manches Mal war ein Schatten an meinen Pupillen vorübergehuscht, der wie eine wutgeballte Faust hochgerissen war.

Und im Silberlicht versteckter Sonne, kurz vor dem Beginn der Berge, sah ich aus einem Baum heraus ein Gesicht tief in meins hinein sich pressen, das war dunkel wie die Grimasse eines Erhängten.

Ich sah zwei rötliche Augenbrauen, die waren über der Stumpfnase dicht zusammengewachsen.

Ich sah einen dicken, abscheulich blauen Mund.

Und ich wußte gleich: das ist der, der dir immer in den Weg treten wird, wenn ein Geschehnis dich freut oder ein Stein oder das Lebendige um dich her.

Ich war schon drei Wochen auf dem ruhig durch den Tag treibenden Hof. Es waren gütige Hände und zartsame Worte um mein Tun und Treiben gelegt. Das Gesinde war mir untertan mit einer fast sündhaft gestuften Liebe. Die Hühner liefen in Rudeln hinter mir her, und in den Ställen war kein Kuh, die nicht nach meiner Hand brüllte, auf daß sie mit Streicheln über die bunten Felle ginge.

Der Tag aber, der mich in die Schule zwang, zu fremden Gesichtern, fremden Stimmen und in eine Luft hinein, die nach eisblau qualmendem Schwefel roch; dieser Tag war groß in Feindschaft und machte das Böse, das ewig nach meinem Herzen geschielt hatte, sichtbar.

Ein Knabe saß neben mir. Und das war der mit den

roten Augenbrauen und dem dicken, abscheulich blauen Mund.

Es war der Hütejunge vom Nachbarhof.

Nie hatten wir uns vorher gesehen.

In der Pause aber schlug er mich.

Und wir kämpften am Boden blind und wild wie Tiere.

Er blutete am Ohr, als er davonrannte.

Und der andere Knabe, der mich nach Hause brachte, sagte: „Es ist das erstemal, daß Karl so gezankt hat."

Ich habe meinem Onkel und auch beim Zubettgehen der Tante nichts gesagt von diesem Erlebnis.

In dieser Nacht aber stürzten mich Träume herunter von Bergen in Feuersümpfe zu Molchen und Schlangen.

Ich muß laut aufgeschrien haben. Denn an meinem Bett stand die Tante und legte kalte Tücher auf meine Stirn.

In der Schule saß nun hinfort Karl nicht mehr auf derselben Bank. August, der mich nach Hause gebracht hatte, war des Lehrers Sohn und mußte seinem Vater wohl erzählt haben, was geschehen war.

August war mir ein Kamerad, den ich gern mochte.

Wir kamen jetzt öfter zusammen. Und gingen viele Stunden durch Wiesen und Wälder miteinander, Schmetterlinge fangend oder seltsame Bäume betrachtend.

Eines Tages sagte August: „Bist du schon im Spukschloß gewesen?" Er zeigte die dunkle Wellenlinie eines Parkes, aus dem ein runder Ziegelturm ragte. Ich habe nie einen Schritt dorthin getan, bevor August meine Neugier reizte.

Ich spürte durch mein Blut eine Lockung jagen und quälte August so lange, bis er mich hinführte.

Der Park war von einer an vielen Stellen zerfallenen

Mauer umgeben. Wir sprangen über einen umgestürzten Sockel, und ein weites Gehege, das schon lange Jahre von keines Menschen Hand mehr gepflegt wurde, empfing uns, in der heißen Stille des Sommernachmittags ruhend. Wie die tiefen Atemzüge des Oger, zogen sich von Zeit zu Zeit lange Windstöße durch das Blätterwerk, und manchmal schrie wohl ein Vogel dazwischen, gleich wieder verstummend, erschrocken über den Klang der eigenen Stimme, die hier vorlaut und ungehörig erschien.

Wenn auch so jedweden Lebens Laut erschrocken ruhte: die Mücken tanzten unverdrossen unter dem Laubdach eine verwirrende Sinnlichkeit des Lebens und haschten nach jedem Sonnenstrahl, der aus den Blätterlücken herabfiel. Sie gaben der Schwüle einen feinen singenden Laut, der uns beständig umzitterte und mit unsichtbaren Lanzen die Haut berannte.

Überall lagen von einem Wirbelsturm im Frühjahr gefällte Bäume. Die graugefleckten Stämme, die der Regen und die Feuchte des Bodens bewuchert hatte mit sonderbar bärtigen Pilzen und Flechten, reckten sich in ganz verzweifelten Stellungen. Sie zeigten bald drohende, bald flehende Gebärden. Sie lagen an manchen Stellen so dicht gehäuft, daß der Weg aufhörte zu sein. An anderen Plätzen aber öffneten sich dem Blick ganz unvermutet Nebenpfade, die, schnurgerade hinstrebend, sich in einer unheimlich tiefen Dämmerung verloren.

August sagte, als wir von leiser Müdigkeit beschwert uns auf einen Wurzelstubben niederließen: „Ich weiß, daß noch niemand von uns aus der Schule bis hierher gekommen ist. Fritz, der einmal des Abends über die Mauer gesprungen war, einer angeschossenen Elster nach, hat den toten Grafen gesehen, wie er auf einem großen

weißen Hirsch unter den Bäumen immer im Kreis geritten ist. Wie auf einem Karussel. Da ist er schnell fortgelaufen und hat es im Dorf erzählt. Und wie dann ein paar Knechte mit Sensen und Gewehren hinkamen, war nichts mehr da. Nur die Spuren im Moos von dem Hirsch waren noch zu sehen...

Was meinst du ... wenn wir den Grafen heute wieder reiten sehen würden ... auf dem weißen Hirsch... und hinter ihm her die Rehe und Hasen und Wildsäue?...

„Ich würde ganz sicher nicht fortlaufen... Aber laut anrufen, das täte ich dann..."

August sah mich schräg von der Seite an und kaute etwas im Mund, das ihm nicht Wort werden wollte.

Ich fühlte, daß er an meinen Mut nicht glaubte. Sein Instinkt ging auch nicht fehl ... denn je länger das intensive Aroma der Blättersäule und ein scharfer Geruch, wie von verwesten Fischen und Fröschen, mich besprangen und in mein Inwendiges hineindrangen, um so tiefer schrumpfte meine Festigkeit.

Schließlich konnte ich die Hemmung nicht mehr abschütteln, daß hier irgendeines teuflischen Geistes Wohnung sein müsse... Der Gedanke formte sich bilderhafter, und in die Vorstellung von etwas Realem brach plötzlich das Gesicht meines Erzfeindes Karl. Ich zögerte noch, August das mitzuteilen. Der aber kam mir zuvor, bückte sich ins Kraut und hob ein rot und weiß kariertes Sacktuch herauf. Es war an drei Enden zusammengebunden. In dem Beutel lag, mit Laub gemischt, der kaltglatte Kadaver einer Kupfernatter.

August schüttelte das aus dem Tuch heraus und meinte: „Dieses Tuch habe ich immer bei Karl gesehen.

Auch hat er mir vor ein paar Tagen erzählt, daß er eine Schlange gefangen habe..."

Mich überfror es eiskalt. Denn nun stand es unumstößlich in mir fest, daß der böse Geist dieses Parkes in einem bestimmten Zusammenhang mit Karl stehen mußte.

Auch August wurde plötzlich von einer fieberischen Angst überfallen, und ohne langes Besinnen entschlossen wir uns zur Umkehr.

In den folgenden Wochen hielten wir uns fern von dem Park. In den Spielen, die wir im Hause oder im Garten meines Onkels spielten, verlor ich mein unruhiges Wesen allmählich so weit, daß ich es oft bis zu einem frohen Lachen brachte. Ein ständiger Genosse unter bunten Zerstreuungen wurde der graue vollhaarige Hund, den mein Onkel vor einigen Monaten aus dem Wasser gezogen hatte, und der, von jedem ohne Grund verachtet, das trübseligste Eckendasein bis dahin geführt hatte. Bald sollte er für mich eine besondere Bedeutung gewinnen, denn er wurde ein Stück lebendiger Erinnerung an meinen Freund August nach dessen jähem und entsetzlichem Ende.

Ich glaube, ich habe nur einmal in meinem Leben über einen Feind triumphiert, nur einmal einen boshaften Menschen durch höhnische Zurufe noch heftiger gereizt. Und das war damals, als ich in rätselhafter Verblendung Karl, der über den Hof meines Onkels schritt, von der Luke des Heubodens herab anschrie. Wiewohl er meinen häßlichen Zuruf gehört hatte, ging er doch ohne Erschütterung weiter. Ich hatte ihn seit langer Zeit leibhaftig nicht mehr gesehen. Im Traum freilich war er mir oft nahe gewesen mit fletschenden Zähnen und harten Fäusten. Und immer war dann ein

roter Flor wie eine leichte Wolke aus Blut zwischen uns.

Aber jetzt, unter dem Schutz der Knechte, die hinten auf dem Boden die Seradella bündelten, packte es mich, daß ich hinter dem Verhaßten herschrie, bis ich heiser wurde; und als er noch immer nicht darauf achten wollte, ein gemeines Schimpfwort brauchte.

Da drehte er sich endlich um und drohte wild mit der Faust. Sein Gesicht war fast schwarzrot, und aus den Haaren stieg es herauf wie hundert Köpfe aus einem Schlangennest.

Ich bin seit jenem Tage in meinen Gedanken fast vierzig Jahre älter geworden und habe manche Stunde darüber nachgegrübelt; doch wie an dem schrecklichen Tage damals, so bin ich auch heute fest überzeugt, daß mein lieber Freund August nicht jenen grausamen Tod gestorben wäre, hätte ich nicht das Schimpfwort aus der Bodenluke herabgeschleudert.

Am Nachmittag dieses Tages entschlossen wir uns, noch einmal den Versuch zu machen, den unheimlichen, aber lockenden Geheimnissen des alten Parkes nachzuforschen. Von der schwülen, ahnungsvollen Spannung lagerte diesmal kein Gewicht mehr unter den Laubgewalten des alten Einsiedlers. Vielmehr ging ein recht lebhafter, stetiger Wind, der am Himmel die Wolkenfetzen jagte und ein solches Brausen verursachte, daß unser Gespräch ganz verschüttet wurde. Obgleich wir uns jetzt fast anschrien, konnten wir uns doch nicht klar verständigen. Aber doch manches Mal wieder war ein einzelnes Wort so gut zu hören, daß es wie ein lebendes Wesen durch die Stämme zu flattern schien und wir ihm verwundert und mit einem leisen Schauer nachlauschten.

Wie wir uns nun so langsam durch das Dickicht zwängten, sekundenlang stehen blieben, in uns hinein und weit in die brütende Verzauberung der Farren hinaus horchten, stießen wir bald auf die Ruine eines Borkenhäuschens, dessen auseinandergefallene Planken von breitem Huflattich und dichtem Taubnesselkraut umwuchert waren, diesen stumpfgrünen Gewächsen, die mit besonderer Vorliebe die Stätten der Zerstörung mit einer eifersüchtig dichten Hülle umgeben. Bald entdeckten wir auch eine kleine Versammlung steinerner Bänke, in einem Halbkreis geordnet, mitten in üppig jungen Fliederbüschen und Stauden der Tollkirsche. Ihre harten Formen lagen trotzig, das zärtliche Werben der Pflanzen nicht achtend, da. Diese Überbleibsel menschlicher Bemühungen erschreckten uns mehr als die widerspenstige Mauer, die die Natur hier allmählich auferbaut hatte. Ihr unvermutetes und von Gott längst vergessenes Dasein war wie ein Vorwurf, dessen Berechtigung auch wir einsehen mußten. Unser Vordringen wurde unterbrochen durch einen breiten Graben, der bis zum Rand mit einem grünfauligen Wasser gefüllt war. Es spiegelte, da wir an ihm entlang gingen, auch unsere Gestalten. Die Bilder aber entwickelten sich nur langsam und traurig und wurden zögernd und beinahe seufzend zurückgegeben. Auch an diesem Ufer entlang standen vereinzelt steinerne Bänke, doch wir setzten uns nicht darauf. Denn die Flamme unseres Mutes war schon auf eine mindere Höhe herabgebrannt. Sie lebte nur noch von dem schwachen Luftzug unseres Schreitens, und sie wäre wohl sofort erstarrt, hätten wir uns niedergelassen auf diesen Steinen, die der Schatten einer jahrelangen Einsamkeit in lauter Frost verwandelt hatte. Dann kamen wir zu dem Weiher, den wir schon auf

unserem ersten Ausflug erreicht hatten. In seiner Mitte erhob sich ein Eiland, durch dessen dicht zusammengerückte Bäume das Mauerwerk eines Türmchens sichtbar wurde. Zu dieser Insel führte eine lange Brücke in kühner Wölbung hinüber, die sich beim Näherkommen aber mehr als der Spuk einer Brücke denn ein dienstwilliges Bauwerk erwies. Ihre Bohlen, nur noch vereinzelt vorhanden, hingen notdürftig in den ausgefaulten Nagellöchern; ihr Geländer schien nur zu schweben, denn man sah nicht ein, wo es auch nur einigermaßen einen Halt hätte finden sollen. Das Wasser des Weihers war schiefergrau. Seine kurzen Wellen, durch das hohe Schilf tanzend, schlugen gegen die jämmerlichen Pfeiler der Brücke mit einem harten Klatschen. Alles dieses sahen wir kaum. Wir hatten nur Augen für den kleinen Turm, der zweifellos der Kern des unsagbar traurigen Parkes war. August setzte zuerst die Füße zu einem kletternden Vordringen auf die Brücke. Ich machte schon den Versuch, ihm zu folgen. Aber irgendein Rieseln in meinem Rücken, ein Saugen wie von einem scharfen Luftzug hielt mich gewaltsam zurück. Meine Augen weiteten sich, als brauchten sie für die kommenden Minuten Licht, um mehr zu sehen als sonst. Das Gehirn reagierte auf diese Spannung der Pupillen. Es schien mir, als wüchsen hundert schwarze Hände aus dem Grund baumhaft herauf und griffen meinen Freund an, der schlafwandlerisch taumelte auf schmaler Bohle zwischen turmhohen Wänden. Er mochte jetzt wohl die Mitte des Steges erreicht haben, als plötzlich an dem jenseitigen Ufer die zackige Gestalt meines Erzfeindes Karl auftauchte. Quer über sein Gesicht hüpfte ein boshaftes gelbes Flackern. Ohne ein Wort auszustoßen, schwang er sich von Bohle zu Bohle, behende hüpfend, meinem

Freunde entgegen. August hatte kaum Zeit, einen Warnruf auszustoßen, als er auch schon von dem teuflischen Grinsen des gewandteren und stärkeren Karl angefallen wurde. Sein Körper schlug schwer wie ein Pendel, mit jedem Schlag mehr vorwärts als zurück, als sei er in den Knien gebrochen und suche schwingend Halt im Oberkörper. Um nicht zu straucheln, mußte er nun den Angreifer fest umfassen. Und so umschlungen, der eine nur immer gutmütig sich wehrend, der andere mit haßgeröteten Augen ungestüm drängend, kämpften sie um den Vorteil einer fingerbreiten Passage. Ein leises Zittern im Körper meines Freundes verriet das Nachlassen der Nerven. Der Schwindel packte sein Blut mit lähmenden Stößen, und schon fühlte er sich derselben Umwälzungskraft unterworfen, die den Himmel tief in das Wasser taucht. Schon fühlte er sich eiskalt von den Füßen bis zum Herzen. Schon neigte er sich gehorsam seinem Fall zu. Da brach ein Schrei aus meiner Kehle. Und getroffen davon, taumelte August, prallte rückwärts und wandte sich nach mir um. Ich sah in sein Gesicht hinein. Es zuckte in seinen hundert Muskeln wie ein vom Sturm geschlagenes Roggenfeld. Es schien ihm alles, was hier versucht werden konnte, um oben zu bleiben, umsonst getan, da es nun einmal doch entschieden war, daß er weggehen und nicht mehr wiederkehren sollte. Da wich das Bleigewicht von meinem Willen. Mit einem Satz war ich am Beginn der Brücke. Und in diesem Augenblick verschwanden die beiden durch die seufzend sich auflösenden Bohlen in dem todgrauen Gewässer.

Ich glaube, ich habe nur einmal in meinem Leben über einen Feind triumphiert. Nur einmal ihn durch höhnische Zurufe gereizt. Das war an jenem Tage, als

mein armer, kleiner Kamerad durch diesen von mir gereizten Feind in den schlammigen Tod gezerrt wurde.

Damals beschlich mich zum erstenmal der Zweifel an die Wirklichkeit der Dinge. An ihre Freundschaft wenigstens konnte ich nicht glauben. Denn wie treue Freunde waren mir bislang die Gegenstände, die mich umgaben, erschienen. Daß es aber ebensoviele tückische Bösewichter waren, die einen mit irgendeinem Lockbissen sicher machten, um dann desto ungestörter die Falle zuzuschlagen, das begann ich jetzt zu ahnen.

Wehe dem, der schon seinem Hausgerät vertraut, diesem in sklavische Formen hineingezwängten Holz! Lausche er nur einmal in stiller Nacht dem Gestöhn der Balken im Dachstuhl, dem Ächzen der Schränke oder dem frechen Kichern der Bettlade! Manches Mal klingt es wie ein Zähneknirschen aus den Stühlen herauf, und zündest du, um dem Ursprung dieses Geräusches nachzugehen, ein Licht an, so siehst du beim ersten Aufflammen des Zündhölzchens, daß sich die Lehne deines Ruhesessels widerwillig aus der verzerrten Fratze eines außermenschlichen Wesens in die harmlose Rundung des polierten Holzes langsam verzieht.

II.

Da niemand mehr da war, mich zu zerstreuen, verbrachte ich die Tage mit einem finsteren Grübeln, wohin wohl mein Freund gegangen sein mochte. Und wohin auch mein Feind. Denn ich konnte mir nicht denken, daß sie sich ruhig in ihren kleinen Särgen auf dem Totenacker verhalten würden. Ich kam mir so verloren vor, wenn ich die Stätten aufsuchte, wo wir vor kurzem noch gespielt hatten, daß ich mir einbildete,

ich wäre ein grauer Schatten. Wie die scheue Wolke eines leichten Rauches huschte ich auch umher, und ich glaube jetzt, daß ich damals auf der unabänderlichen Bahn war, mich spurlos aufzulösen und meinen Gefährten nachzuschwinden. Ich hatte zuerst Furcht vor den Dingen, die mich in den Nächten quälten, wenn sie, von ihren Fesseln befreit, an mein Lager kamen. Lange Stunden lag ich schlaflos, wenn die kleine Wanduhr plapperte; erst ganz fern, aber dann so sehr in der Nähe, als läge sie schon auf meiner Brust. Und dann wurde das Ticken immer seltener, als müsse es endlich stehen bleiben, die Stunde vergessen, dann einen ganzen Tag und nur ein Hauch noch sein will, um das Jahr zu vergessen und hinzuschweigen mit einem verlöschenden Antlitz.

Nach einiger Zeit erschien mir mein Freund in solchen Nächten. Bald aber auch am Tage. Gewöhnlich ist es nur eine Sitte der Greise, mit den Abgeschiedenen zu verkehren. Ich aber hatte das Gefühl, wenn August erschien, mit einem mir verschwisterten Hauch zu verkehren. Von den Gesprächen, die wir miteinander führten, ist mir nichts im Gedächtnis geblieben. Ich weiß nur, daß mich dieser Umgang so tröstete, daß mich nichts mehr erschrecken konnte; denn die kleinen Tagesereignisse waren schon belanglos für mich geworden, und die Nächte wurden mir mit der veränderten Natur ihrer Dinge so vertraut wie früher die Tage. Alles, was im klaren Licht der Sonne sich bewegte, fühlte ich wie etwas Brandendes in einer sinnentleerten Weite, etwas finster, einsam sich Schlagendes. Die Augen zumal schrumpften zu Punkten, die fremd im Raum einander ansehen, die irgend etwas Ungreifbares zu einem zufälligen Gebilde vereinten. Mir aber wurde

es, als trügen mich Schwingen weit hinaus in die leere Heide. Und um mich scharten sich die Kräuter und Sträucher und Sandhügel. Und die Töne in der Luft standen still, und die Wolken am Himmel erstarrten und gruben sich eine Zuflucht in mein Wesen, und da war ich das Ziehende und weit und melodisch Hinhallende. Als meine Verwandten merkten, wie sehr ich mich dem täglichen Leben entfremdet hatte, war mein verändertes Gebaren den Dienstboten schon lange ein Gegenstand der Neugier und des Grauens geworden. Man sprach in der Küche und in den Ställen über mich wie von einem Gezeichneten. Eine Magd wußte zu erzählen, daß ich allnächtlich auf dem langen Korridor des oberen Stockwerkes im Hemd umherwandele. Und ein Stallbursche hatte mich belauscht, wie ich in einer abgelegenen Ecke des Hofes laute Zwiegespräche hielt mit einem unsichtbaren Wesen. Diese Leute des Volkes gingen mir scheu aus dem Wege. Nur die Mutter meines verstorbenen Feindes näherte sich mir. Ihre ängstlichen Fragen, die alle ihren Sohn betrafen, verrieten die Qual ihrer Seele. Da mein Trost aus meinem eigenen festen Vertrauen entsprang, gelang es mir, ihre Zweifel zu beseitigen, wenn ich erzählte, ich hätte erst August und dann auch bald ihren Sohn Karl wiedergesehen. Ganz fromm und ernst wäre Karl gekommen und hätte meine Verzeihung erbeten für alles, was er mir angetan hatte. Dann hätten wir schön und friedlich zu dritt gespielt, heiterere Spiele, als ich sie je vor dem Unglücksfall gekannt hätte. Diese Frau war es auch, die meiner Tante riet, wenn sie mich am Leben erhalten wollten, mich für längere Zeit aus dieser Umgebung herauszunehmen. Und meine Tante folgte dem Vorschlag der einfachen Frau, sobald sie sich selbst ein-

mal davon überzeugt hatte, wie sehr ich gleichsam mit dem Grauen spielte.

Es war an einem Herbstabend, als ich länger als sonst bei meiner Tante im Zimmer meine stillen Spiele trieb. Der Wind, der sich vor kurzem aufgemacht hatte, erfüllte den Hof mit Unruhe. Auf dem Pflaster klapperte es manchmal wie von eiligen Fußtritten. Und durch das Rauschen der Bäume erklang es wie Gesang, der in weiter Ferne angestimmt war. Wie nun auch plötzlich auf dem Boden einige Türen laut zugeschlagen wurden, erhob ich mich und neigte lauschend den Kopf, bis mein Blick den ängstlich horchenden Augen der Tante begegnete. Oben auf dem Boden waren deutlich Stimmen und Rufe vernehmbar, wie sie wohl Knaben erheben, die in ein Spiel ganz vertieft sind und sich nur eintönig und eindringlich schreiend verständigen. „Es hat sich ein Fenster geöffnet, und der Wind treibt sein Unwesen jetzt mit den Türen", meinte die Tante. Doch ich entgegnete: „Darf ich wohl ein wenig mit meinen Kameraden spielen? Sie rufen mich schon eine Weile und sind gewiß ungehalten, daß ich nicht komme." Und ich trat bittend an die erschrockene Frau heran. Sie straffte sich langsam mit gespanntem Oberkörper hoch und starrte mit übergroßen Angstaugen in das Unbegreifliche, daß es nun wirklich werden sollte, und zitterte dann, wie wenn man bloß vom Zufall ohne eigene Kraft aus einer Gefahr befreit werden könnte. Ihre Hände grinsten im Schoß wie zwei fünffach gegliederte Tiere einander an. Die Lampe über ihrem Haupt fiel ihr mit einem Male ein, mit ihren grauenhaft stumm an der Decke wandernden Ringen, die Decke, die Wände, die träge Luft und dann wieder ich, der da stand, bewegt, knarrend wie ein Baum in

der Rinde, das drängende Blut wie buschiges Laubwerk im Kopf...

Mit einem jähen Ruck riß sie sich auf, stürzte sich auf mich, griff in mein Haar und zärtelte mit melodischer Tröstung: „Deine Kameraden liegen in ihren Betten und schlafen jetzt bei Nacht. Du solltest dich auch schlafen legen..." Ich aber bettelte unter Tränen: „Sieh, Tante, ihre Betten sind kalt und naß. Sie liegen nicht gern darin, sondern lieber mit mir. Bei mir würden sie wieder warm, erzählten sie mir. Darum kommen sie auch jede Nacht. Laß mich noch eine Weile ihnen Gesellschaft leisten..."

Dieses Zwiegespräch beendete die Erschütterung meiner Tante. Und ihre Tränen auch, die plötzlich hervorgebrochen waren und mich, wie sie so unverhohlen ihren tiefen Kummer um mich bekundeten, meine toten Kameraden für diese Nacht vergessen ließen.

Aber auch mein Onkel bekam schon nach einigen Tagen, wenn wohl auch als letzter von allen Gutsbewohnern, einen Begriff von der Art meiner nächtlichen Spiele. Denn in einer Nacht, als er nach langer und fröhlicher Sauferei aus der Stadt nach Hause kam, sah er meine kleine weiße Gestalt durch die Glastür des Blumenhauses, das dem Südflügel des Gutsgebäudes angegliedert war, zwischen den Gewächsen kauern. Ein voller Mond warf sein milchiges Licht durch die Baumkronen des Vorgartens und die großen Scheiben auf den Boden des Raumes, und je nachdem der Nachtwind die Äste neigte oder hob, wechselte das Schattennetz auf den Steinfliesen seine Lage in einem lautlosen, aber überzeugenden Spiele. Zwei hohe Blumenträger aus weißem Porzellan standen in der Ecke, durch das Schattenspiel der Zweige mit seiner lang-

samen Beweglichkeit beschlagen. An diese beiden, zu kurzem, unheimlichem Leben erwachten Gegenstände richtete ich wohl die Worte, die ich von Zeit zu Zeit und meist im Flüsterton hören ließ. Der Eindruck, den dieses gedämpfte Treiben seines Neffen auf den Beobachter machte, das durch seine Gegensätzlichkeit wohl dazu angetan war, lähmend zu wirken, war groß und hatte zunächst meine schleunige Entfernung aus dem Gute zur Folge, von diesem Schauplatz meines Wandels im jenseitigen Raum der Körper, der meine Erinnerung mit einem unentwirrbaren Netz von Fäden durchzogen hatte. Die beiden Seelchen, die in diesem Netz wie gierige Spinnen sich an mein Leben herangepirscht hatten, es langsam, aber unerbittlich auszusaugen, verloren ihre Macht auf diese einfache Weise der räumlichen Entfernung.

Meinen Eltern blieben die Vorgänge verborgen. Irgendwie glaubte sich mein Onkel schuldig an meinem Nachtwandlertum und hatte deshalb einen gleichgültigen Grund gelogen, da er mich heimgebracht hatte.

Bei mir war das Schweigen von einem Erschauern bestimmt. Ich weiß zwar nicht, ob meine Mutter irgend etwas geahnt hat. Aber ihre Besorgtheit um mich wuchs felsenhaft empor. Ihre Nähe war so beschwichtigend, die Stille, die von ihr herabfloß, so tief, daß sie alle meine Gedanken an das Bisher überschattete. Ich suchte eine neue Gleichgewichtsform darin zu finden und maß mit den langsamen Schritten eines Eingekerkerten diese enge Welt und fühlte, daß sie heilsam war. Schon glaubte ich, daß das Erlebnis im Park in sich zerfiel, wie ein Geschwür von innen aus zerfällt und von seinen eigenen Giften zerstört wird. An jenem Tage aber, da das Unglück sich jährte, geschah es, daß meine Kame-

raden noch ein letztes Mal in mein Zimmer traten. Und als sie dann meine Hand erfaßten, folgte ich ihren Sternen willig in den verzauberten Park. Ich brauchte nicht einmal das Fenster aufzustoßen oder die Tür. Denn die Dunkelheit, die uns jetzt umgab, war das weiche tiefe Schwarz des nächtlichen Moses. Und das Schweigen, das uns umstand, war das lautlose Stehen der Bäume, darüber der Wind eingeschlafen war. Aber auch die Quelle schlief, und sie lachte nicht mehr, obwohl man sie sah. Auch die Drossel schlief und schluchzte nicht mehr. Und dennoch hörte ich sie. Und dann waren noch jene dunklen Gegenstände vorhanden, denen ihr Leuchten genommen war, und wenn ich auch meine Hand nicht zurückzog, nicht einmal in ihr zitterte — mit einemmal waren die Hände, die mich führten, fort. Ich stand allein unter einem Himmel, der endlos den silbernen Brückenbogen des Friedens spannte, und fühlte: von nun an wird die graue Macht sich nicht mehr meines Blutes bedienen, nicht mehr meine Glieder nach ihrem Willen bewegen, von meinem Rücken nicht mehr essen und trinken und meinen Wandel mit ihrer Notdurft verunreinigen.

Meine Sinne öffneten sich wie neugierige Fenster weit in die Welt hinaus. Und es war wie ein fernes kreisendes Singen in meinem Kopf. Das zog ein kleines, leicht hinkendes Mädchen heran. Es hieß Maria.

Liebesbrief aus sommerlicher Landschaft

Wenn diese Zeilen in Deinen Händen ruhen, werde ich einen grauen Abend in der Eisenbahn erfahren. Ich werde am Fenster sitzen und die Landschaft wird mit rasend gedrehten Sprüngen von mir abfallen. Ich werde aber nicht hinaussehen in den Verfall der Felder, Bäume und Dörfer. Vielleicht werden mich sensationelle Nachrichten einer Zeitung ablenken, oder ein Roman voller Abenteuer in tropischen Ländern. Vielleicht wird ein Gegenüber mein Denken in Anspruch nehmen, mich anziehen oder abstoßen, ein Gespräch mit mir beginnen oder mit Schnarchtönen mich umnebeln. Aber irgendwie wird doch ein Gedankenfetzen, worin Du die führende Stimme bist, groß werden wollen und Bild um Bild das Wiedersehen mit Dir vor mir aufbauen. Bis dann endlich der Morgen die Fenster rötet und vorbei an den schwarzen Industrien unserer Heimat der Zug in die qualmige Halle braust ... wo ... Du...

Nein, ich will dieses Geschehnis nicht zu Ende denken, will nicht, daß sich das Bild zur Klarheit rundet. Denn alle vorgefühlten Gedanken gehen doch an der

Wirklichkeit vorbei und enttäuschen immer, wenn auch nach beiden Seiten. Ich habe mitten im Schreiben eine kleine Pause einlegen und mich zwingen müssen: die Gedanken mit Gewalt von der begonnenen Richtung fortzureißen. Nun bin ich schon um vieles ruhiger geworden. Durch das Dorf läuten die heimkehrenden Rinder, die auffallend rein weißen und die rot und weiß gefleckten.

Die Landarbeiter schleppen sich müde hinterdrein. Hunde umspringen mit lang hängender Zunge die Scharen. Manchmal sind auch schon Kinder dazwischen und lassen sich von den dunkelbärtigen und braungebrannten Vätern auf die Schultern heben. Am Gatter, dann und wann, stehen auch schon junge Frauen mit lichthellem Blick, der ihre Gesichter verklärt und den Sternen gleich macht. Und wenn dann die jungen, trotz aller Müdigkeit noch geschmeidigen Männer kommen, dann entfalten sich zart kirschenblütenhaft die Liebkosungen und bejahen das schöne, wilde und fruchtbare Leben. Aber wie der leiseste Druck auf eine Wunde schmerzt, tat mir manchmal solche Liebkosung natürlicher Einswerdung so weh. Ich fühle dann immer Deine Augen auf mir ruhen und kann sie doch nicht zu der heiligen Handlung der Wirklichkeit zwingen auf diese barbarische Entfernung des Blutes zwischen Dir und mir. Mein Leiden ist schon bitter körperlich geworden und die Stunden bis zur endlichen Erlösung gipfeln sich zur schmerzlichen Unerträglichkeit. Es kann nicht nur die Spannung des Wiedersehens allein sein. Trennungen von so langer Dauer wie unsere, sind Gift in den feinsten Verästelungen der Nerven und werden von Tag zu Tag gefährlicher, bis die Krankheit ausbricht und leibärztliche Kunst versagt.

Den Arzt der Seele übergeht man vor lauter körperlichen Hemmungen. Er bleibt draußen in der Landschaft unter den Bäumen oder jagt mit den Libellen über das Wasser, schwebt auf den Kerzen zu beiden Seiten des Marienbildes in der Kirche oder stürzt mit der Milchstraße in das unendliche All hinüber.

Ich habe meinen Blick von den Frauen jetzt den Bergen zugewendet. Die stehen schon in dunkler Bläue vor dem fast leicht gefärbten Himmel und warten schauernd mit allem Laubgehölz auf den Augenblick, in die Heimat der Nacht zu versinken. Später ist eine dünne schwärzliche Linie die Grenze. Aber das ist am Ende auch nur ein äußerlicher Anschein. Denn um die Waldberge herum geht das Leben weiter, und nicht einmal so verschieden von unserem.

Ich hatte Lust, auf den Mond zu warten, wenn er aus südlicher Richtung heranrollt. Er hat um lange Minuten Deine Stirn früher berührt. Ein Hauch von Deinem Haar wird noch ausgehen von ihm, wenn er in den Pappeln des Kanals steht und die Wasserfläche mit dicken Blüten des Silbermondes bepflanzt. Da gesellt sich auch die Schaffnerin des Hauses zu mir. Wir saßen manchen Abend auf der Bank unter den breiten Birnenwipfeln. Von ihren grauen Scheiteln rann die Güte der heiligen Mutter Gottes. Gerührt fing mein Herz die Gnade auf und vertraute ihr das Geheimnis unserer Liebe an. Sie hatte viel erfahren in ihrem langen Leben, das auf das sechste Jahrzehnt zuschritt. So, wie ich Dich ihr mit leisen Worten malte, nahm sie Dich auf und redete mit keiner Silbe dagegen. Allmählich warst Du ihr als Schwester ans Herz gewachsen, und ihren Segen empfingst Du jede Nacht.

Ich glaube zuversichtlich an die Kraft solcher Gebete

und Segnungen. Sie können nicht in den Wind gesprochen sein, denn sie kommen aus einem reinen, mit Glauben bis zum Rand gefüllten Herzen. Heute haben wir uns in den Garten gesetzt. Die Luft war dick von den Gerüchen der Küchenkräuter auf den Beeten an der weißen Mauer. Die Nachtfalter begannen zu schwärmen, dann und wann auch schon eine frühe Fledermaus.

Ich sage meiner gottgütigen Freundin, daß dies nun die letzte Nacht sei. Vielleicht wird der Garten sich nie mehr um mein Gesicht und mein Gefühl hügeln. Die Städte sind wie Zangen aus Stahl und zermalmen eher den Menschen, als daß sie ihn ohne Zwang freigeben. War ich vor diesen göttlich klaren Wochen nicht auch solange befangen von der Last, den Dornen und Disteln des harten Arbeitsalltages? Sie schwieg eine ganze Weile auf meine Frage. Nur ihre Hände im Schoß bewegten sich, als besprächen sie etwas, was mir geantwortet werden sollte, als unverrückbare Wahrheit.

Inzwischen hatte sich auch der Garten mit blauschwarzem Nebel aufgefüllt, die Bäume standen darin wie kunstgeschmiedete Eisengitter und trugen auf den Spitzen die silbernen Ornamente der Sterne.

Im Haus klirrten die Geschirre des Nachtmahls. In den Ställen rasselte das Vieh an den Ketten und sträubte sich, den Menschen von der süßen Milch des gegorenen Gräserblutes abzugeben.

Irgendwen suchend, trat die jüngste Magd auf Sekunden zu uns heran. Ich erkannte dieses Gesicht, das sich mittags am Brunnen das honigbraune Haar gewaschen hatte, sofort wieder. Es war der stumpfe Unschuldsblick einer Fünfzehnjährigen in ihren Augen. Aber wenn sie die Lider unter den dichten Brauen schloß, dann war eine verwirrende Ähnlichkeit mit Dir so offen-

bar, daß ich mein Herz mit beiden Händen festhalten mußte. Nun ist sie wieder in das Haus zurückgetrabt, und meine Nachbarin auf der Bank hat endlich die Antwort bereit.

Ich weiß, daß ich in diesem Garten und in solcher Friedlichkeit nie mehr eine Stunde erleben werde. Es ist der Abend vor einem hohen Feiertag. Und der Wind von den Roggenfeldern her hat auch jetzt die vollen Töne einer Orgel.

Aber es trifft mich doch mit harter Kälte, als die mütterliche Freundin meint, man könne sich gegen die Bestimmung nicht sträuben. Ich müsse von hier den Abschied für immer nehmen. Das stünde auch in den Sternen in eisklarer Schrift.

Und nun fährt sie, mich zu beruhigen, mir durch das Haar und über die Augen und durch das Gesicht. Und ich meine das Dasein der Mutter, heraufgehoben aus den Dunkelheiten der Erde, atemwarm zu spüren, und muß diese streichelnden, arbeitsharten und viel erfahrenen Hände küssen.

Danach sitze ich wieder ganz allein unter den Bäumen, fühle zum Weinen die Fremdheit und muß Dich mit schmerzhaften Seufzern herbeirufen. Ich weiß, daß Du mir alles ersetzen wirst, diesen Garten ... diese geruhige Sommernacht mit melodischem Wind und Sternwiesen und diese Tröstungen eines seherischen, unvergänglichen Frauenherzens.

Wenn ich den Lockruf eines Vogels als Deine Antwort auf mein Rufen deuten darf, dann wird das Wiedersehen an jenem Morgen, der dem jetzt beginnenden Morgen folgt, das hohe Lied des ewigen Lebens sein. Eine Lust überfällt mich, abschiednehmend zum Kanal hinunterzugehen. Ich weiß, daß da noch ein paar

Boote draußen sind mit Liebenden. Ich höre den leisen Gesang ihrer Frohheit und spüre die aus tausend und aber tausend Silbertropfen gehäufte Kühle bis hierher.

Irgend etwas in mir sträubt sich noch, der Lust nachzugehen. Da ruft mich auch schon die Bäuerin, der mein Fortkommen das Herz grundlos schwer macht, zum Nachtmahl.

Kein Zuhause hat mich so warm umfriedet wie dieser Hof, dem Mühe und Arbeit, aber auch das heitere Abgefundensein mit dem unabänderlichen Schicksal die Wucht und die Weite gaben, wie sie zuweilen eine ganze Stadt nicht aufbringen kann.

Nun schluckt mich, unter den Spalieren geduckt, vom Schritt aufdröhnend, schon das kirchenhaft schwere Tor. Ich weiß, daß ich diese ganze Nacht am offenen Fenster sitzen werde und die weißen Tauben meiner Gedanken zu Dir fliegen lasse. Und wenn Du eine auffangen wirst, im Traum vielleicht, dann ist mein letzter Gruß aus dieser Verbannung darin eingebunden und meines Herzens unterdrückter Jubel, daß Du, Auge in Auge, endlich die Meine sein wirst in Ewigkeit. Ave Johanna!

Dichter und Bauer

I.

Der Dichter Silvio Nathan hatte ein kleines Bauerngut fünf Wegstunden weit von der Hauptstadt. Hier hauste er von Anfang Mai bis in den späten Herbst. Das Bäuerische lag ihm vom Großvater her noch im Blut. Eine Gier nach der lebendig dampfenden Ackererde belastete alle Handlungen seines Lebens. Bäuerisch derb wuchtete sein Schritt, schollenhaft grob polterten ihm die Sätze einer Rede vom Mund, und hinter den Frauen war er her mit der urstarken Brunst von selten aufgestörten Waldtieren.

Nur in seinen Schriften war alles von einer ungemeinen Zartheit, Traumhaftigkeit, und so jenseits von robuster Kraft, daß man immer eine von Einsamkeiten umsponnene Frauenseele dahinter vermutete. Und nicht glauben wollte, daß dieser Wildling (dem die blassen Jünglinge der Literatencafés in einer ewigen körperlichen Angst auswichen, wiewohl er niemanden auch nur einen Finger verbogen hatte) Erlebnissen hinneigte, die

ein überempfindliches Blut, hochgradig gespannte Nerven und sensible Gefühle erforderten.

Aber das war ja die zweite Seele, die als schlanke Säule sein Leben stützte und nichts anderes bedeutete als die Hinterlassenschaft der Mutter aus einem verbrauchten und unsäglich müden altadeligen Geschlecht.

Beide Erbteile hatten nur äußerlich eine Bindung vollzogen. Hatten einen vollkommenen Körper erschaffen, einen rauhschaligen, aber trotzdem leicht und sicher funktionierenden.

In der Struktur des inneren Menschen allerdings klaffte zwischen den hochgetürmten Erbmauern ein schmaler, aber unendlich tiefer Abgrund. Da dampften die Süchte nach dem fruchtgewaltigen Bauerntum und wehklagten die Stimmen, die einer zerbrochenen Welt nachtrauerten und sich in die mondsilbernen Gespinste des Traumes hüllten. Wie Feuer und Wasser lagen sie sich feindselig gegenüber. Und wenn ein magisches Geschehnis winzige Teile miteinander mischte, erscholl es dunkel von Explosionen und betäubte das Blut und nahm dem Menschen die klar gegliederte Sicherheit.

In solchen Phasen verschrieb sich Silvio Nathan, um Ruhe vor den Quälgeistern zu haben, dem Alkohol. Und lag in den verrufensten Lokalen der Stadt herum und grinste die Zeit und die Menschen und sich selber an. Und kam nie über die schwere Zunge hinaus. Und ließ sich hin und her treiben wie ein zum Sterben mattes Tier.

II.

Aber nun war Silvio Nathan schon im zweiten Monat wieder auf dem Landgut, und obwohl er nie einen seiner städtischen Freunde dort draußen empfing, fuhr ich

dennoch mit einem alten Bauernwagen, der vom Markt in das Dorf zurück rollte, hinaus. Ich hatte immerhin einen Einladungsbrief in der Tasche. Er datierte freilich aus einem Wintermonat. Aber woher sollte ich wissen, mit welchen Gebräuchen Silvio Nathan sich auf dem Lande umgab? Würde er mir die Tür weisen, dann könnte ich zur Not in einem Bauernhaus Quartier nehmen und ihn von dem Nachbargehöft und den Nachbarfeldern beobachten, sein Landarbeitertum studieren und der Scholle inbrünstig hingegebenes Wesen ergründen.

Die weiße Chaussee, mit den mächtigen Ebereschen zu beiden Seiten, erstreckte sich wohl zwei Stunden weit. Rübenfelder in unermeßlichen Gebreiten und vom Staat bewirtschaftet welkten reizlos dahin. In Scharen von fünfzig, sechzig Mann arbeiteten Insassen des Gefängnisses mit Hacke und Pflanzstock auf den Plantagen. Die grauen Leinenkittel streuten sich hin wie jene im Herbst aufgefahrenen Haufen des künstlichen Düngers. Nie wich einer aus der Reihe. Nie erscholl ein Gesang, den man sonst auf Feldern hört, wo viele Menschen in der gleichen Hantierung beisammen sind. Aber die fetten Bässe der Aufseher knallten mit dem Wind zusammen, und häufig genug blitzte und pfiff ein Peitschenriemen.

Dann sackte der Bauer, der neben mir saß und sein kümmerliches Pfeifchen schmauchte, zusammen. Und ein Wehlaut wimmerte unter der Wolke des Rauchs. Ich fragte ihn verwundert: „Warum?"

Da nahm er die Pfeife aus dem Mund, band die Zügel um die vordere Wagenrunge und zog den verschossenen Kittel über den Kopf. Nacktbraun glänzte der Oberkörper. Der Kerl war wie ein Affe behaart und

hatte dafür kein Hemd an. Und da drehte er den Kopf herum und wies mit fletschenden Zähnen nach seinem Rücken.

Teufel, ja —: da brannten kreuz und quer blaurote Narben, schlecht verheilte Wunden von Peitschenhieben.

Schnell zog er den Kittel wieder an. Nahm die Zügel und jagte die Klepper. Eine heiße Wut stand in seinen Augen. Er drehte sich mit Gewalt von den Gefangenenscharen fort.

Ich fragte: „Warst du denn auch unter solchen?"

Er brummte: „Ja." Und weiter: „Und war noch hundertmal schlimmer wie hier. Herr: keine Erde, keine Sonne, kein Wind. Nichts als schwarze Mauern Tag und Nacht. Drei Jahre, Herr!"

„Und warum?"

„Warum?"

Ein wutdurchschauertes Gelächter rollte über sein Gesicht.

„Warum ... Warum? Weiß man, warum die Regierung das Beten verboten hat? Herr, wir saßen unserer sieben am Tisch und hielten die Andacht ab, die wir früher hielten, als noch die Kirche im Dorf stand. Und einer von uns legte die Schrift aus. Und da kamen die verfluchten Kopfjäger und schleppten uns fort. Weiß man, warum? Ist Gott wider die Gesetze der Regierung?

Oh, er muß es wohl sein. Und es waren Leute wie wir, Herr, im gleichen Kittel und von dieser armen Erde ins Leben hoch gewachsen, die uns zu dem Geziefer hinter den Mauern am großen Wasser warfen. Und die uns mit Peitschen schlugen, weil wir immer noch unsere Andacht hielten. Auch da unten in der Nacht hinter den Mauern. Sie waren von weit, weit hinter der Steppe,

die Wächter, die uns schlugen. Und hatten wohl einen andern Gott, zu dem sie beteten.

Aber nun nicht mehr reden davon, Herr. Nur denken. Und auch nur so beten ... Im Denken beten ..."

Ich mußte an Jelena Schutkin denken, die mir den Geleitbrief ausgeschrieben hatte. Und an das Bild der heiligen Johanna von Frankreich, das auf ihrem Schreibtisch stand.

Und ließ dem Bauer seine Gedanken und seine Wunden und konnte auch nicht mehr zu den grauen Scharen der Gefangenen hinsehen. Aber da war die weiße Chaussee auf einmal wie fortgeschnitten. Und ein tiefer Lehmweg umstolperte den Wagen. Da waren auch die Rübenfelder nicht mehr. Kleine Gehöfte, mit den Dächern fast die Erde greifend, standen herum, und vielerlei Feldfrucht wechselte ab. Alles ging in buntgewürfelter Fläche auf. Am häufigsten aber wuchs Roggen. Stand schon reif zum Schnitt. Ach, so niedrig im Halm. Und schrecklich vermengt mit Hedrich und Distel.

Zuweilen taten sich Wiesenstriche auf. Ein Gewässer erblitzte. Rostrote Kühe grasten herum. Ein junges Pferdchen sprang dazwischen. Und im Hinschwingen und Zergehen von Farben, Lichtern und Formen lebten sich die Singvögel aus und ein summendes und flatterndes Vielerlei von Käfern, Faltern, Bienen und Hummeln.

Der Bauer saß mit vorgebeugtem Kopf auf dem Lenkbock und schnalzte mit der Zunge und fühlte den engen Kreis seiner Wohnheimat näherrücken, was ein klein wenig die Falten in seinem Gesicht glättete und seinen Augen den Glanz des Himmels gab.

III.

Wir waren nun doch beinah sechs Stunden gefahren, ehe der Bauer vor Silvio Nathans Gehöft mich absetzte. Er wollte durchaus keinen Fahrlohn annehmen. Ich steckte die Scheine in den Leinensack, den er neben sich stehen hatte, und versprach ihm einen Besuch. Er wohnte noch eine Stunde weiter. Dicht an den Moorflächen des großen Sees. Da war auch eine Siedlung deutscher Bauern.

Und er lebte in guter Nachbarschaft mit ihnen.

„Vielleicht kommst du am Freitag schon?" fragte er. Und ich nickte und sah ihm noch eine ganze Weile nach.

Silvio Nathans Gut war wie ein alter westfälischer Kamp angelegt. Zwei riesenhafte Birken flankierten das Tor. Auf einem Scheunendach nisteten Störche. Auf dem gewaltigen Misthaufen mitten im Hof wimmelte Geflügel und Vieh in strotzendem Behagen. Ach, welch ein zauberisches Durcheinander! Geschrei und Bewegung. Farben und Gerüche.

Eine alte verhutzelte Frau schöpfte Wasser aus dem Ziehbrunnen. Rotbraunes Katzenfell umschnurrte ihren Nacken so anschmiegsam. Und der freche Hahn tänzelte daher. Und die Gänse gifteten mit den Tauben und den Beinen der Greisin.

In dem langgestreckten Wohnhaus aber war niemand. Ich ging suchend von Zimmer zu Zimmer. An der Einrichtung fiel nichts Besonderes auf. Uralte Möbel räkelten sich an den mit Leimfarbe gestrichenen Wänden. Nirgend tauchte eine Bibliothek herauf, nirgend ein Schreibtisch. Über der breiten Truhe auf der Diele aber, da hingen zwei Bilder moderner Maler. Ein Bauernkopf von Chagall. Und eine Landschaft von Sezanne.

Und eine schwere Balaleika schwebte da noch zwischen den Bildern. Die Truhe war ein prachtvolles Stück alter Tischlerarbeit. Eine blaue Leinendecke in Bauernstickerei lag darüber.

Wo aber war Silvio Nathan?

Ich dachte beileibe nicht daran, daß er hier auf dem Hofe herumstolzieren würde in blanken Reitstiefeln wie ein ostelbischer Inspektor und mit dem Gesinde maulen und das Reitstöckchen kokett im Stiefelschaft wippend.

Ich wußte auch, daß er hier draußen nicht eine Zeile schrieb, kein Buch und keine Zeitungen las. Daß er aber wie ein Bauer lebte und niemand aus der Stadt zu sehen begehrte —: über diese Verrücktheit diskutierten die Literaten in den Cafés von Moskau und Petersburg.

Ja, wo war Silvio Nathan?

Ich mußte nun doch die Runzelalte ansprechen. Und es dauerte eine Viertelstunde, bis ich heraus hatte, daß Panje Silvio im Roggenfeld lag und mähte.

Aber das Roggenfeld fing erst hinter dem Birkenwäldchen an. Dorthin zeigte die Alte mit weit ausgerecktem Arm. Ich sah nur den Hauch einer grünen Wolke am Himmel.

„Ja, dort ... dort ...“ meinte die Alte.

Ich hatte keine Lust, diese Meile zu Fuß zu gehen. Ich sah mich in den Ställen um und entdeckte einen Schimmel. Zaumzeug hing von der Decke herab. Aber nirgendwo ein Sattel. Nur ein alter Zeltplan lag am Stalleingang. Den faltete ich doppelt zusammen und legte ihn auf. Der weiße Schinder hinkte leicht. Ich kam in ein seltsames Schaukeln. Das schreckte Wachteln und Hasen auf. Vom Flachsfeld trafen mich böse Augen aus einem Rudel Frauen. Der Weg schlängelte sich lieblich durch die Musik von Lerchen und Grillen.

Wind schüttelte krautiges Gestrüpp und roch so schwer nach Regen. Auf dem abgemähten Klee tummelten sich Rinder. Der Hütehund glotzte mich an. Sein menschlicher Bruder lag neben dem Tränkefaß auf dem Bauch und piff sich eins. Der Birkenwald verlor immer mehr das Wolkenhafte. Die weißen Stämme badeten sich schlank in violetter Luft. Die Sonne hatte genug von diesem Feld. Sie rollte mit Macht abwärts. Mein Schimmel schnupperte eines nahen Gespannes Gegenwart. Silhouettenhaft kroch ein Pflüger über den westlichen Hang. Der Himmel darüber umarmte kreisend sich selbst; das scharfumschriebene Graugewölk und die Felder flohen unter ihm hin und suchten ihr eigenes Ende. In einer unendlichen reifenden Stille ruhte die Ferne, ruhte die selige Sehnsucht der Seele.

Im Birkenwald aber verlor sich der Weg. Ich band den Gaul an. Schlängelte mich durch dorniges Unterholz. Zwei Kinder sammelten Beeren. Sie hörten nicht auf den Kuckuck. Ein kapitaler Bock stand wie eine Plastik. Zu einer drohenden Faust ballte sich jeder Wipfel wider die heimtückisch langsam beginnende Nacht. Schon dünstet Nebel aus den Moorlöchern. Bald wird er die Felder überschwemmen und die Wege und die Spuren der Menschen, die hier gegangen sind, fortwischen.

IV.

Der gemähte Roggen lag in unendlichen Wellen. Ganz unten, wo Wiese anfing, banden Männer und Frauen rüstig die Garben. Hier weiter oben aber ging Silvio Nathan als Letzter in der Reihe von fünf Mähern mit der Sense durch die Halme. Er hatte zum Unterschied von den Knechten ein rotes Seidenhemd an.

Die Knechte bogen die braunen Rücken hautblank in die Wucht des Mähers.

Ich pirschte mich wie ein Sonntagsjäger heran. In Scharen tanzten Feldmäuse durch die schmale Allee der Stoppeln. Und dahinter hopsten so schwerfällig die grauen Schorfkröten und blitzten mit goldenen Sternaugen.

Silvio Nathan stand endlich und dengelte. Und da legte ich ihm die Hand auf die Schulter. Er zeigte gar keine Überraschung, zerdrückte grüßend fast meine Hand und sagte: „Ich habe dich eigentlich im Mai erwartet. Zur Schnepfenjagd. Zum behaglichen Lungern unter den jugendlich grünen Bäumen. Nun aber wirst du hier Garben binden müssen. Bajetschka wird es dich morgen früh lehren. Oder willst du jetzt schon? Nein, warte hier, bis wir wieder heraufkommen. Mein Magen sagt Feierabend an. Plagt's dich auch? Heut abend gibt's Käsepiroggen."

Und da drehte er sich wieder den Knechten zu, die ihm zehn Meter voraus waren, und holte sie mit prachtvollen Stößen wieder ein. Oben am Feldweg sammelten sich schon die Frauen. Als ein Dutzend voll war, trabten sie ab. Sie sangen mit klaren Stimmen weit über das Feld hin. Fuhrwerke, zwei, drei, stolperten hinterher. Der Himmel brannte jetzt lichterloh. Mir schoß das Blut in die Höhe. Warum malte kein Mensch hier Bilder? Wie blaß war das viele Leinwandzeug in den Museen gegen diese Landschaft. Schauer der Andacht quollen in mir auf, traten verdunkelnd in meine Augen und rannen tropfend zum Mund. Welch ein bittersüßer Geschmack!

Silvio Nathan überraschte mich im Dahinträumen. Gab mir einen Stoß. Und hakte sich in meinen Arm. Ich erzählte ihm, als er einen Bogen um den Birken-

wald schlagen wollte, von dem weißen Klepper, den ich da angebunden hatte. Er lachte mit breitem Gebiß und winkte einen Knecht heran. Der mußte den Schimmel heimführen.

„Wenn du müde wirst, trage ich dich ein Stück. Stadtpflaster macht Plattfüße; ich weiß. Willst du für Zeitungen von hier schreiben? Dann setze ich dich in den Rübenkeller bei Wasser und Brot. Oder willst du die Nerven hier nur auslüften ... schlafen, trödeln, im Kraut unter dem Himmel liegen? Du bleibst doch bis zum Erntefest?"

Er ließ mich kaum zu einer Antwort kommen. Er lachte über mein schweißiges Gesicht. Ich konnte seinem weitausholenden Schritt mit der Zeit nicht mehr folgen. Er zog mich fast. Brüderlicher Atem rührte mich an. Ich spürte ein Saugen am Herzen, als fühlte ein anderes Ich aus purpurner Finsternis, die es noch verhüllte, tastend zu mir herauf.

V.

Der Hof lag schon in grauer Dämmerung, als wir ihn betraten. Vieh brüllte in den Ställen. Fledermäuse huschten. Die Mägde schleppten sich krumm an den Wassermengen für die Tränke. Irgendein alter Grimmbart fluchte bald hier, bald dort.

„Oh, das ist Wolodja. Mein lebendiger Kanthaken. Alle hat er am Schnürchen. Wenn ich sterbe, erbt er den ganzen Kram."

Und Silvio Nathan freute sich wie ein Kind, daß er mir das erzählen konnte.

Er war überhaupt wie ein muskelstarkes Jungpferd. So voller Schalk, Laune und Spannung. So hatte ich ihn mir denn doch nicht vorgestellt. Ich dachte an einen

besinnlichen Fanatiker. An einen, den irgendwelche Erkenntnis zur Scholleneinsamkeit trieb.

Er war schon ein helläugiger Abenteurer.

Er wusch sich nicht einmal zum Essen. Wir saßen in einem schmalen Zimmer, wo auch sein Feldbett stand. Er kaute unendlich. Die Piroggen knusperten von Butter.

„Ich weiß selber nicht," sagte er nach einer Weile, ohne daß ich dem Gespräch solche Wendung gegeben hätte, „ob ich hier stärker hergehöre ... oder dort, wo ihr den Sommer über auf mich wartet ... Ich weiß nur, daß ich aus der Stadt fort muß, wenn in den Bäumen der Saft nach oben steigt. Es gibt nichts, was mich dann halten kann. Auch keine Frau. Du weißt, daß es Alexandra einmal versuchte. Sie hat doch den Kollegen Wassilewski geheiratet, wie? Gut! Gut! Sie weiß nicht, wie schön die Erde duftet, wohin die Seele der Tiere sich verzweigt. Wer weiß das überhaupt noch von euch? Darum seid ihr ja so schwächlich; und lauft den Dingen nach, anstatt daß die Dinge euch nachlaufen und mit euch raufen wollen. Aber selbst wenn ihr das jetzt noch wollt, ihr könnt es nicht mehr. Ihr habt ja den Ruf der Felder verloren aus dem kranken Blut."

„Und wenn man hier siedeln würde wie du einen Sommer lang?"

„Hilft dir nichts, mein Bruder! Hilft dir nichts! Sobald deine Augen voll sind von Bild und Gebärde der Landschaft und den Dingen in ihr, wird die Erde eine schreckhafte Last. Und du wirst nur die großen Härten fühlen und ein Märtyrer werden und von Gott begehren, daß er dich heiligspreche dafür."

Ich konnte nicht widersprechen. Ich hörte aufmerksam zu, gefangen in sein Vertrauen. Seine Meinungen waren

unabhängig von allen. Er lebte und stellte nur sich selber dar. Das war selten in dieser Welt der ewigen Maskenspiele.

Mitten in einem todernsten Gespräch bekam er Verlangen nach Tee. Ein sauber gewaschenes Mädchen rückte den Samowar auf eine Art Veranda. Sie deckte mit buntem Tuch den Tisch und brachte Gläser, Gebäck und ein Gelee von schwarzen Johannisbeeren. Silvio schickte das Mädchen schnell wieder fort. Sie bewegte sich wie eine barmherzige Schwester.

„Kannst du dir denken, daß dieses Kind schon zwei Kinder in die Welt geboren hat? Kinder von Lumpen, die Gewalt des Amtes an dieser Armen ausließen? Kinder von Genossen, die jeden Stein umarmen möchten und Menschen im Unglück hinsterben lassen, als wüchsen sie als ein schreckliches Unkraut auf den Feldern? Man hat Anjaschka die Kinder genommen und zu den Fröschen in den Tümpel geworfen. Das war gut so. Wozu leben Kinder von Lumpen auf der Welt? Anjaschka wird einen Knecht heiraten und gute Kinder dem Leben schenken. Diese Erde wird ihr Kraft dazu geben ..."

Es war ein orgelhaftes Rauschen in den Bäumen. Wir saßen uns gegenüber und dämmerten mit den Gesprächen in die Nacht hinein. Manchesmal trat auf Silvios Stirn ein unterdrückter Seufzer. Aber wenn der Wind rauschte, war er fort. Und wenn aus der Gesindestube die Fröhlichkeit der Jugend durch den Hof knallte, standen goldene Feuer in seinen Augen. Es schien, als war eine trunkene Seligkeit eingesperrt in seiner Brust und sprang das Gefängnis an und war rasend wie ein gefesseltes Tier.

Nach einer geraumen Zeit erst entspannte sich sein Gesicht. Er holte tief Atem und erzählte wieder von

seinen Mägden und Knechten. Er kannte alle Schicksale. Er umfriedete sie mit einer Brüderlichkeit ohnegleichen.

Wir saßen bis zum Eintritt der Mitternacht schwebend zwischen der Erde und den Sternen. Die Lampe siedete unter dem Schirm und nährte sich von Finsternis. Schließlich webte der Raum so still für sich hin. Und ruhelos rann und rann die Zeit. Und setzte ihren Stein an Wand und Gesichter und Geräte.

Silvio Nathan brachte mich mit offenem Licht in mein Zimmer. Es roch scharf nach Feldblumen. Wir umarmten uns schweigend. Ich konnte nicht einschlafen und setzte mich an das weit offene Fenster. Im Hof gingen schwere Tritte. Laternenlicht flatterte in meine Kammer hinein, suchte einen Halt an Wänden und Decke, sprang vom Spiegel zum Schrank und war im Nu wieder fort. In den Ställen knarrten Türen. In Pausen erscholl das Stampfen und Schnauben der Pferde. Eine ewige Melodie spann der Brunnen hinten im Garten. Angestrengt, mit erdhungrigem Herzen, horchte ich hinaus. War es ein Vergangenes, das mich da hinten vom Garten her anrief? Sagte sich ein Zukünftiges an?

In dieser Nacht begriff ich die Seele des Bauern in Silvio Nathan. Und blieb auf dem Gut mit ihm, bis der Schnee uns in die Stadt jagte.

Nachwort

Von Dr. Heinz Brasch

Paul Zech wird 1881 in Briesen bei Thorn geboren. Aber seine Jugend verlebt er bei Elberfeld-Barmen. Und bei der Arbeit als Bergmann und Kesselheizer wird er ein Dichter. Seit 1912 lebt er für die Arbeiterdichtung. Was Zech schreibt, ist erlebt. Als Kind des Volkes liebt er sein Volk, weil er seine Sehnsucht kennt. Er spricht mit ihm in seiner Sprache und singt mit ihm den „Steinernen Psalm" — es sei dabei an den ihm wesensverwandten Karl Bröger gedacht. Else Lasker-Schüler sagt von Zech:

„Paul Zech schreibt mit der Axt seine Verse.
Man kann sie in die Hand nehmen,
So hart sind die — — —
Er läßt Qualm durch sein Herz dringen,
Ein düsterer Beter.
Aber seine Kristallaugen blicken
Unzählige Male den Morgen der Welt."

Wie die Jugend an Karl Bröger und Heinrich Lersch nicht vorübergehen darf, so auch nicht an Paul Zech, ohne ihm ehrlich in die Augen zu schauen. Was sich dort spiegelt, ist kein Gestern, sondern ein Heute mit neuen Zielen und Aufgaben. Hier ist soziales Verstehen und Verständnis, das sich nicht lehrhaft aufdrängt, sondern das miterlebt und mitgefühlt sein will. Ein Dichter wie Zech schlägt Brücken, die eisern sind und gangbar. Er verbindet mit ihnen zwei Ufer, zwei Weltanschauungen,

die sich vereinigen lassen, wenn man es will. Denn nur der Wille führt hier zur Kenntnis und zur Erkenntnis:

„Wir nichts als eine helle Mitte
Brüderlicher Menschheit sind,
Über uns und um uns Gottes Osterwind
Und ins Ewige nur zwei, drei Schritte."

Von den Werken des Dichters seien erwähnt: „Die eiserne Brücke" (1914), „Der feurige Busch" (1919). Seine Kriegsdichtungen bringen die Sammlungen: „Beschwörung zwischen zwei Feuern" — „Golgatha" (1920).

„Das törichte Herz" (vier Erzählungen) erscheint 1925. Ein Motiv kehrt bei Paul Zech immer wieder: Das Erwachen „zum Gottesgehorsam, zum Ich". „Es gibt nur ein Wesenhaftes," sagt er, „die Stimme in uns selbst, die da spricht: Du sollst, Du mußt! Sei so, und nicht anders."

Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger

Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer

Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht

Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer

Band 5
Peter Dörfler / Marienseele

Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche

Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle

Band 8
Hans Grimm / Aus John Nukwas Lehrjahren

Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter

Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

Kartoniert und fein in Leinen gebunden / Die Reihe wird fortgesetzt
Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.70 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.63 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.60 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.56 „	1.20 „

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Denkmäler

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung werden jeweils zu besonderen Gedenktagen ausgegeben.

Heinrich von Kleist

zum 150. Geburtstag am 18. Oktober 1927

*

Albrecht Dürers „Kleine Passion"

zum 400. Todestag am 6. April 1928

*

Friedrich Ludwig Jahn

zum 150. Geburtstag am 11. August 1928

*

Franz Schubert

zum 100. Todestag am 19. November 1928

*

Gotthold Ephraim Lessing

zum 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

*

Kartoniert und fein in Leinen gebunden

Ausstattung von Prof. Emil Preetorius, München

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.60 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.53 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.51 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.48 „	1.20 „

Zu beziehen
durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Hausbücherei

Der Marsch nach Hause
Der Deutschen Humoristen 1. Folge / Hausbuch 3 / 101.—105. Tsd.

Die Teufelsmauer
Der Deutschen Humoristen 2. Folge / Hausbuch 5 / 86.—90. Tsd.

Der mutige Revierförster
Der Deutschen Humoristen 3. Folge / Hausbuch 49 / 41.—45. Tsd.

Alfred Bock, Schicksal und Schelme
Erzählungen / Hausbuch 64 / 11.—15. Tsd.

Land- und Luftvolk
Der Tiergeschichten 1. Folge / Hausbuch 66 / 6.—10. Tsd.

Ernst Zahn, Der Liberi
Die Geschichte einer Ehe / Hausbuch 68 / 1.—5. Tsd.

Richard Huldschiner, Fegefeuer
Roman / Hausbuch 69 / 21.—25. Tsd.

Der Untergang der Carnatic
Der Spukgeschichten 1. Folge / Hausbuch 70 / 1.—5. Tsd.

Moltkes Briefe aus der Türkei
Der Lebensbilder 1. Folge / Hausbuch 71 / 1.—5. Tsd.

Fritz Müller-Partenkirchen, Fernsicht
Berggeschichten / Hausbuch 72 / 4.—8. Tsd.

Blütenweißes, holzfreies Papier. Jeder Band in Ganzleinen gebunden nach Entwurf von Professor Emil Preetorius, München, oder im abwaschbaren Bücherei-Einband 2.80 RM.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Hoff.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844812